

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

O. Pniower: Bücherschau.

und dem Lieutenantsberg bemerkte ich a. a. O. S. 128: „In einer vom Wirbelwind aufgeblasenen Düne daselbst sind sie [Osteocolla] mit Urnenscherben vorwendischer Zeit, geschlagenen Feuersteinen und Blitzröhren vergesellschaftet. Dort haben sich Blitzschläge so vertheilt, dass eine Unmasse von kleinen korallenartigen Bildungen aus geschmolzenem Quarzsand entstanden ist. Da diese kleinen Blitzröhren mit gewissen, ebenfalls korallen- oder bäumchenähnlich aussehenden Osteocolla flüchtige, äusserliche Ähnlichkeit haben, mache ich darauf aufmerksam, wie die letzteren durchaus homogen sind, dagegen die Blitzröhren eine glasig ausgeschmolzene innere Höhlung haben, ein Erzeugnis des Schmelzungsprozesses und ein Phänomen, welches bei den Osteocolla niemals vorkommt“.

Dergleichen Blitzröhrenstücke können noch jetzt an der beregten Stelle aufgelesen werden.

Berlin, den 4. März 1896

Ernst Friedel.

Bücherschau.

Die ehemalige Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und ihre Büchersammlung. Von Dr. John Koch, Oberlehrer. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1894.

Das Programm giebt eine kurze Geschichte der „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“, die i. J. 1815 entstand und bis an das Ende der siebziger Jahre hinein währte, zuletzt freilich nur ein Scheindasein führend.

Als ihr eigentlicher Gründer ist der Hofrat Wolke anzusehen, der bekannte puristische Sprachforscher, der aber nicht nur alle Fremdwörter im Deutschen mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, sondern sich bis zur Donquixoterie Änderungen und Neubildungen der Sprache gestattete. So war ihm die Bildungssilbe -ung verhasst und er erklärte allen mit ihr zusammengesetzten Wörtern den Krieg. Für Sendung sagte er daher Sende, für Bemerkung Bemerck, für Darstellung Darstel. Universität verdeutschte er mit dem Worte: „Wissenschafte“. Die Sonne wollte er durchaus zu einem Masculinum stempeln und dafür „der Sonn“ sagen, den Mond „die Mone“ nennen. Das nannte er die Sprache veredeln. Neben ihm gehörten dem Vorstand u. a. der Turnvater F. L. Jahn, der Germanist Zeune und der Grammatiker Heinsius an.

Zweck der Gesellschaft war, die deutsche Sprache aus ihren eigenen Quellen und in ihrem ganzen Umfang zu veredeln. Man hielt Vorträge oder besprach von auswärtigen oder hiesigen Mitgliedern eingesandte Arbeiten. In ihnen handelte es sich meist um Feststellung des Sprachgebrauchs oder die Reinigung der Sprache von fremdländischen Ausdrücken.

Aber schon am Ende des ersten Jahres regte sich Unzufriedenheit mit der Leitung der Gesellschaft. Man hatte das Gefühl, dass man nicht genügend wissenschaftlich sei und suchte einen höheren Flug zu nehmen. Man reformierte hauptsächlich auf Veranlassung F. L. Jahns und stellte neben

einer Reihe mehr oder weniger unklarer Aufgaben nun als Ziel des Vereins hin: Vorarbeiten für ein Wörterbuch, für eine Sprachlehre und eine Geschichte der deutschen Sprache zu liefern.

Aber auch diese Bestrebungen hatten keinen rechten Erfolg. Die Gesellschaft verstand nicht sich geltend zu machen. Auf ein Preisausschreiben, das sie am Lutherjubiläum 1817 für die beste zeitgemässe Bearbeitung von Justus Georg Schottelius ausführlicher Arbeit von der teutschen Haubtsprache (Braunschweig 1663) erliess, lief nicht eine einzige Bewerbung ein. Eine i. J. 1818 wiederum vorgenommene Erneuerung der Gesellschaft, die sich allerdings nur auf das Haupt, nämlich den Vorstand, nicht aber auch auf die Glieder erstreckte, hatte nur das Resultat, dass endlich ein Band des lange geplanten „Jahrbuchs der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ (Berlin, Maurer 1820) erschien, der freilich vorläufig der einzige blieb. Beiträge von tieferer wissenschaftlicher Bedeutung enthielt er nicht.

Erst i. J. 1825 mit der Übernahme des Vorsitzes durch Friedr. Heinr. v. d. Hagen, der wenige Jahre vorher endgiltig nach Berlin übersiedelt war und seine Thätigkeit als ordentlicher Professor an der Universität begonnen hatte, erhielt die Gesellschaft ein mehr wissenschaftliches Gepräge. Auch v. d. Hagen war kein Mann von tief eindringender, methodisch geschulter Wissenschaftlichkeit, auch er blieb Zeit seines Lebens trotz einer fünfzigjährigen Beschäftigung mit der Litteratur und Altertumskunde in gewissem Sinne ein Dilettant. Aber er war sehr kenntnisreich, von einer beneidenswerten Arbeitskraft und besass eine schier grenzenlose Fähigkeit zu produzieren. Zugleich umfasste er eine Fülle der verschiedensten Interessen. Für die extensive Entwicklung der Wissenschaft vom deutschen Leben hat er sehr viel gethan. Darin steht er ihren Begründern, mit deren Wirken das seinige zeitlich ungefähr zusammenfällt, nicht nach. Nunmehr legte man in den Vorträgen und schriftlichen Aufsätzen das Hauptgewicht auf die historische Sammlung und Untersuchung. Erhob man sich auch nicht auf die Höhe der germanischen Forschung, die in dieser Entstehungs- und zugleich Blütezeit der deutschen Philologie die Arbeiten Beneckes, Lachmanns und der Brüder Grimm bezeichnen, so gab man doch das dilettantische Etymologisieren auf und jene kindliche Sucht zu Neubildungen, in der ein so tiefes Verkennen des lebendigen Organismus der Sprache lag. Jetzt gelangte man auch zu dem längst ersehnten Ziel, zur fortgesetzten Herausgabe eines Jahrbuchs. Damit erreicht, wie John Koch ausführt, die Gesellschaft den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Herausgeber der Zeitschrift, die den Nebentitel „Germania“ führte, war v. d. Hagen. Es erschienen im ganzen zehn Bände von ihr. Sie enthalten hauptsächlich Mitteilungen über neu entdeckte oder noch wenig bekannte altdeutsche Handschriften, Nachrichten über ältere Dichter und Schriftsteller, Erklärungen von Texten alter poetischer Werke, Bearbeitungen allgemeiner litterarischer Themata, sprachwissenschaftliche und im engeren Sinne grammatische Untersuchungen, Abhandlungen aus dem Gebiet der Mythen- und Sagenforschung. Auch die Altertumskunde und die neuere Litteraturgeschichte wurden nicht vernachlässigt.

Schon diese Übersicht zeigt, wie viel klarer man sich über die Wege geworden war, die eine Gesellschaft für deutsche Sprache zu beschreiten und über die Ziele, die sie zu erreichen habe. Mit der Erhöhung des wissenschaftlichen Niveaus wuchs auch ihr Ansehn und ihre Wirkung. Sie sprachen sich in einer beträchtlichen Vermehrung der Mitgliederzahl aus. Diese ge-
 deihliche Thätigkeit währte etwa bis in die Mitte der fünfziger Jahre. Dann verfiel die Gesellschaft mehr und mehr. Ein i. J. 1856 gemachter Versuch, ihr durch neue Statuten einen Aufschwung zu geben, hatte keinen Erfolg, ebenso wie die Bemühungen, nun nach dem Eingehn der Zeitschrift wenigstens über die Verhandlungen öffentlich in fortlaufenden Mitteilungen zu berichten, zu keinem Resultat führten. Dennoch entschloss man sich nicht zu einer eigentlichen Auflösung. Noch bis zum Jahre 1871 wurde die Büchersammlung fortgeführt. Auch Vorträge wurden bis dahin gehalten. Von da ab begnügte man sich die alte freundschaftliche Geselligkeit weiter zu pflegen, bis ein Mitglied nach dem anderen ausschied oder starb. Zu den letzten Getreuen gehörten Prof. Dr. Märkel, Oberlehrer am Friedrichs-Realgymnasium, Prof. Dr. Frederichs und Prediger Dahms.

O. Pniower.

Fragekasten.

Merrettig, Name und Herkunft. — (Fr. E. L. Woher der Name und woher die Pflanze?) Unterzeichneter war früher mit Professor Ascherson, der von ihm in seiner Brandenburgischen Flora S. 55 ausgesprochenen Meinung: „Merrettig. Dieser Name wird bei uns stets mit kurzer und betonter erster Silbe gesprochen, was wenigstens nicht unrichtiger ist als die gewöhnliche Schreibart Meerrettig, da er nicht vom Meere herkommt, sondern von Mähre (Pferd); im Englischen heisst diese Pflanze horse-radish.“

Es ist aber noch Folgendes zu erwägen. Sehr nahmhafte Schriftsteller schreiben Meer-Rettig, so Heinrich von Kleist, Amphitryon 2, 3:

„Ich hatte Meerrettig gegessen, Charis,
 Und hatte Recht, den Athem abzuwenden.“ *)

Und Schiller (in den Räufern) sagt: „Zwischen dem Rindfleisch und Meerrettig.“ **)

Valentini a. a. O. S. 177 versucht eine Erklärung des Wortes „Meer“ in „Merrettig“, die meines Bedünkens ganz unklar ausfällt: „Der Meerrettich“ wird im Lateinischen Raphanus rusticus und französisch raifort sauvage genannt, weil die Bauern (Rustici) und andern gemeine Leute dessen Wurzel sehr aufsuchen und bei fettem Fleisch geniessen. In Österreich heisset er Krien — Wann solche [die Blumenblätter] abgefallen,

*) „Die Bierschläuche essen den Merrettich deswegen nicht gern, weil das Bier darauf nicht gut schmacket. Das Frauenzimmer aber hasset den Geruch davon, dieweiln er wie Knoblauch aus dem Mund riecht, welches man an den Juden täglich spüren kan, so den Merrettich starck essen.“ Valentini, Viridarium reformatum. 1719 S. 177.

**) „rindfleisch und meerrettig sind ein zwischenessen bei tische, der ausdruck will demnach sagen, zwischenhin ohne sorgfalt und mühe.“ Grimm, Wörterbuch.